

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Zeitgenosse!

Zeitgenosse, der du satt dich isst!
Zeitgenosse, der du Prasser bist!
Wißt:

Es schaffen hungernd bei mageren Bohnen
Millionen!

Ihr, die ein trockenes Brötchen stört,
die ein versalzener Braten empört,
hört:

Es schützt Millionen vor Hungertod
trockenes Brot!

Ihr, denen geborgen es wohlergeht,
die ihr die „Not der Zeit“ bei Sekt übersteht,
seht:

Die Zeit der Not hat für Millionen Köpfe
— leere Töpfe!

Ihr, die ihr in ewigen Däsen lebt,
die ihr dem Leben, was des Lebens ist, gebt,
bebt:

Um eure Däsen ist alles Land
Wüstenland!

Und wenn ihr auch lächelnd zu hungern erlaubt,
ihr, die ihr den Menschen die Menschlichkeit raubt,
glaubt:

Auch eure Däse verandert, vergeht . . .
verweht!

Zeitgenosse, der du „Alles“ hast!
Satter, der du im Prokopenpalast
praßt,
vernahmst du die Stimme, die — in dir . . . tief . . .
Mörder rief . . . ?

Josef Maria Franz.

(Aus dem unveröffentlichten Gedichtband „Zeitgenosse, wach auf!“)

Auf dem Lande.

Ein österreichisches Idyll von Adolf Walter. Wien.

Als sie in den letzten Zügen lag, sagte meine gute alte Tante zu mir: „Beinahe hätte ich dir mitzuteilen vergessen, daß du noch einen Verwandten hast, einen Onkel; aber sprich nicht laut davon, es könnte deiner Karriere schaden. Er war immer der dunkle Punkt unserer Familie. Geistig unfähig zurückgeblieben, ein Dreizehmonatskind, verursachte er uns als Knabe nur Ärger und Kummer; im Alter von 12 Jahren war er für die unterste Stufe der städtischen Normalschule nicht reif. Er steckte grundsätzlich und blühend schnell alles, was er in die Hände bekam, in den Mund; nicht Eßbares warf er aber wieder weg! Wir gaben ihn aufs Land, nach Niederkreuzstetten im Viertel hinter der Enns. Dort kommt kein Mensch hin. Es ist außerhalb der Welt und jeder Vorsicht wegen gelegen. Er hütete Vieh, wurde dann Knecht und mit seiner kleinen Erbschaft —“

Da verschied sie sanft.

Das war vor 20 Jahren. Veshin, als alle Geldquellen bis ans fähe Ende ihrer Geduld erschöpft waren, kamen mir, vermengt mit Todesgedanken, die letzten Worte meiner Tante in den Sinn. Ich sah im Geiste eine freundliche Landschaft, stattliche Herden, den Hirten, wie er die Flöte blies, den kernigen Landmann voll biederem Gottvertrauen, im Schmelze seines Anaesichts den Pflug schiebend, und anderes Erbanische mehr. Ich stempelte ein Freilichtengemälde an den Eisenbahnminister mit einer Wohltätigkeitsmarke, erhielt schon am nächsten Tag mit Einboten Fahrtanweisung und Plakarte zugestellt und erreichte nach viermaligem Umsteigen Neuraming, die Ausgangsstation für Forschungserepedititionen in das Gebiet der wehrhaften und gefürchteten Ennsvierter.

„Wo führt, bitte, der Weg nach Niederkreuzstetten?“, fragte ich beim Verlassen des Bahnhofs den Erstbesten. Sogleich ergoß sich

Hochachtung und Ererbietung über sein Anst. „Die Garage für geladene Gäste der Domizile Niederkreuzstetten, Untertupfing —“

„Ich möchte zu Fuß gehen.“

„Links um die Ecke und dann gradaus“, sagte er im Weitergehen verächtlich.

Nach einer halben Stunde Weges wurde ich von einer Art ortsüblicher Polizei angehalten.

„Revision“, sagte der Anführer schneidig, „Paß, Einreisebewilligung.“

„Wir sind doch in Oesterreich“, wehrte ich mich.

„Da täusch'n's Ihna gründlich. Se san im politischen Bezirk Niederkreuzstetten Woher kommen's denn? Vielleicht gar —“

„Ausgeschlossen! Nein, nein. Ich leiste jeden —“

„Wiener werden mit und ohne Einreisebewilligung abgeschoben. Zweck der Reise?“

„Ich möchte gern meinen Onkel besuchen, einen gewissen Engelbert Kropfsteithner.“

„Oh, Kropf —“, sagte er, indem er diese Anfangsilbe wie eine Süßigkeit auf der Zunge zergehen ließ, „unseren allverehrten Herrn Bürgermeister.“ Er salutierte dem abwesenden hohen Herrn und stellte sich sodann als Kommandant der Ortspolizei vor: „Mein Name — Oberstleutnant Rahmlechner“, und er deutete auf je zwei silberne Sterne, die vielfach, am goldenen Kragen, auf den Achselklappen, am Helm, an den Aermelausschlägen und auch sonst in verschwenderischer Fülle angebracht waren.

„Haben Sie auch einen General?“

„Gewiß. Der Herr Onkel. Er ist Major der Feuerwehr, Oberst der Ordnungstruppe von Niederkreuzstetten und General der vereinigten Heimwehren der Umgegend.“

In die'm Augenblicke schob unter donnerähnlichem Getöse ein hundertpferdekräftiges Auto heran, bremste ab und aus der Staubwolke, die uns einhüllte, tönte eine wohlgefällige Stimme: „Da schaußt, Rahmlechner, alter Tagdiab, des is a Kalbl, was?“

„Jawoi Erlenz“, pflichtete der Herr Oberstleutnant bei, „des is a Prachtstück.“

Die Staubschleier waren gefallen. Im Fond des mit Maroquinkleber bezogenen Wagens lehnte hochherrschastlich mein Onkel, mit grünem Hütl und ungeheurem Gernsbart, er hielt am Strick ein bemerkenswertes Kalb, das neugierig über die Kante der eleganten Karosserie glockte.

Onkel war nicht sehr erstaunt. „Hab' ma's schon denkt.“ sagte er. „daß ma de hungrige Verwandtschaft in Wien über heit oder murg'n in Saak hängen wird. Kannst mitfahr'n. Schaffschr, vierte G'Schwindigkeit!“

Wir flogen pfeilschnell durch die Landschaft. „Wo bist denn ang'stellt?“ fragte Onkel, während er das Kalb zu beruhigen suchte, das, der Angst gehorchend, auf die kostbare Innenausstattung des Wagens nicht Rücksicht nahm.

„Bei der Zeitung“, sagte ich kleinlaut.

„Ah woi“, sagte er nachdenklich, „Zeitung . . . aba: Rund um die Börse, Gespräche mit Bankdirektoren, Streiflichter auf dem Effektenmarkt, und so?“

„Eigentlich nicht . . .“

„Über Onkel ließ das nicht gelten: „Du, du bist a ganz Feiner, du hörst die Natuten wachsen, was? — So wem such' i scho lang. Glaubst, soll ma Nordbahn verkaufen? Wie lang werd'n's noch steig'n?“

„Solang du keine Steuern zahlst, Onkel“, sagte ich prophetisch, „werden sie steigen.“

Onkel lächelte beruhigt: „I hab alles“, sagte er mitteilsam, „dir kann i's ja sag'n: Aktien, zwa Käff'n voll, und alle Natuten, was' gibt, nur österreichische Kronen, na,“ und er schüttelte heftig das Haupt, „na, meina Seel', de hab i net.“

Wir hielten vor einem stattlichen Gehöfte.

„Wo is de Alte?“ rief Onkel wohlgefaunt, „mir hab'n an Hunger.“

Die Frau Kropfsteithner wäre beim Umrechnen, hieß es. Wir begaben uns in eine scheunenähnliche Halle. Bis an die Dachsparren mit Stoffballen, ganzen Stücken Leinwand, Chiffon und Fertlgwaren angefüllt, machte der Raum den Eindruck eines Warenlagers von fetterer Reichhaltigkeit. An einem Tisch in der Mitte saß, bewaffnet mit Kopfsuch und Brille, die Tante, und malte in ein großes Buch Riffeln. Es wurde ihr ein Stoffballen nach dem anderen vorgelegt, sie streichelte ihn freundlich und notierte den neuen, dem Tageskurs entsprechenden Preis.

„De Kathrin' soll Euch a G'kchi's runterkneid'n," sagte sie nach kurzer Begrüßung. „I hab was G'heiter's zu tuan.“

Als wir aber in der Stube anlangten, drängten sich dort viele breitschulterige Herren in neuen englischen Anzügen, die kurze Pfeife im Mund, und befragten mich, während sie mich einleitend mit den eilfertigsten Papieren und über die Wirkung der jüngsten Rede des Finanzministers auf die Rentenpreise. Vor den Fenstern erscholl das Murmeln einer Volksmenge, sämtliche biedere Einwohner des Dorfes hatten sich, Rat und Hilfe suchend, eingefunden. Auch hier wütete in ihrer grauenvollsten Form die Börsitis.

Es gelang mir, unter einem schlauen Vorwand die gute Stube zu verlassen. Aber die Ueberraschungen wollten kein Ende nehmen. Als ich in den Hof trat, stockte mein Fuß. Kaum drei Schritte geradeaus stand, tief über den Brunnenroß gebeugt, eine Kuhmagd von ganz gewaltigen, waltürhaften Umrissen. Die entgegengesetzte Seite war mir zugewendet; sie übertraf an geographischen Ausmaßen alles Dagewesene, Erdentbare, Erträumte.

Ich wollte eigentlich fragen, wie ich unbeobachtet aus dem Dorf gelangen könnte, aber es kam unmerklich anders. Der Eindruck des Geschautes war überwältigend. Die Sprache versagte, die Augen gingen über und verankerten sich, verböhnten sich unrettbar in diese märchenhafte Laune der Natur, in diesen reichen, üppigen Ausdruck schöpferischen Wohlwollens.

Emer dunklen Regung folgend, einer Erinnerung aus der Steinzeit; dem reinen Instinkt gehoriam, ging ich hin, erhob die Hand und schlug so blödsinnig zu, daß es weithin knallte.

Sodann erwartete ich mein Ableben. Sie richtete sich überrascht auf, und ein Lächeln verschönte ihre Büge, als sie sagte: „Hörst, geh gib ma an Lip.“

Da stichtete ich waldwärts und gefellte mich eine Woche lang Gottes besseren Geschöpfen, den wilden Tieren.

Der Nazi und sein Netterl.

Zum Tode von Agnes Auer.

Von A. Gerisch.

Nun ist sie auch zur ewigen Ruhe hingegangen, die nette, allzeit fröhliche Agnes Auer, das „Netterl“ unseres unvergeßlichen Nazi. In Hamburg hatten sie sich kennen gelernt und Netterl sich entschlossen, mit Nazi in den Ehebund zu treten. Ein Sozi vom Schlage Nazis, der jeden Tag als Agitator und Redakteur in den Räthen des Böhmes hängen blieben, mit dem Gesängnis ausgiebige Bekanntheit machen, abgehoben und von Land zu Land, von Stadt zu Stadt geheßt werden konnte, war in damaliger Zeit für ein weibliches Wesen nicht gerade eine besonders verlockende Partie. Eine behäbige, geschickte Existenz konnte der männliche Ehekontrahent auf keinen Fall bieten, mit gutem Gewissen kaum ein dürftiges Durchkommen versprechen. Der weibliche Teil mußte sich von vornherein darauf gefaßt machen, bald hier, bald dort sein Zelt aufzuschlagen zu müssen, und in diesem noch die Sorge um den ständig bedrohten Mann die Gestaltung der Zukunft als Dauergast zu haben. Nur ein herzhaftes, munteres Frauengemüt, das sich nicht so leicht von den Unbilden des Lebens unterkriegen ließ, konnte sich unter solchen Umständen dazu entschließen, das eigene Schicksal mit dem eines Mannes zu verbinden, der auf so exponiertem Posten stand. Und der letztere konnte bei seiner aufreibenden, mit nicht zu wenig Aerger und Verdruß durchsetzten Tätigkeit wiederum nur einen Lebenskameraden brauchen, der ihm in seinen vier Pfählen nicht auch noch das Leben sauer machte.

Dazu kam, daß unser Nazi bei der Eigenheit seines Wesens besonders in späteren Jahren Stunden hatte, in denen er „grandig“ war und behutsam behandelt werden mußte. Dinge, über die andere, leichter beweglichere Naturen verhältnismäßig gut fortgekommen waren, hatten ihm, dieses Urbild eines germanischen Hünen mit dem prachtvollen Männerkopf, schon in früheren Jahren einmal niedergeworfen. Mit Schaudern erzählte er von der Periode, in der er bemerken mußte, daß ihm „nichts mehr einfiel“. Sorgsame Pflege und längere Schonung veranlaßten die Gehirnzellen, ihre Tätigkeit wieder voll aufzunehmen, aber einen Knacks behielt er doch. Auch kein Humor, der ursprünglich herzerquickend quoll, war später nur noch gemächelt.

Das hing alles wieder mit der schweren, tiefgründigen Art zusammen, mit der Nazi geistig arbeitete. Als wir alle nach dem Vorbild unseres großen Meisters August Bebel nur erst Agitatoren waren, bei den politischen Zuständen Deutschlands auch nichts anderes sein konnten, war er bereits der weitblickende, besonnen und kühl abwägende Staatsmann. Daraus ergaben sich Differenzen, besonders auch mit seinem alten Freunde Bebel. Auf einem wissenschaftlich fest gegründeten Fundament stehend, war unser Auauft der unvergleichliche, alles mit sich fortreißende Feuerlopf und Propbet, dem die bei Nazi mehr und mehr hervortretende Skepsis höchst unympathisch, ja direkt verhaßt war. Außerhalb blieben sie weiter die besten Freunde, und wenn wir mal nach Logen der Last und Mühe veranlaßt bei einem Glase Bier beisammenkamen und Nazi seinen lieben August mit bestem Befanntnis oft prophezeiten Kladderadass etwas soppte, nahm auch Bebel das nur von der humoristischen Seite. Aber innerlich trat zwischen beiden noch und noch öblige Entfremdung ein. Davon mußte ich mich überzeugen, wenn ich mit Bebel allein irgendetwas wichtige Sache besprach und sie etwas kühler als er behandelte, worauf er erregt aufsprang und mich in

bestärkter Weise anfuhr: „Daß Sie sich nicht etwa von Nazis Geist anstecken lassen! Sie wissen doch, was für Stücke ich auf Sie halte.“

Es kam die Periode, in der die Partei zu gewaltigem Wachstum ansetzte. Eine Vorahnung dessen was viel später am 12. Januar 1912 eintrat, als wir weit über 4 Millionen Stimmen erhielten, ging durch die Reihen unserer Genossen. Die Empfindung, die Zeit ist für uns günstig, die bisher ausgestreute Saat fängt an zu keimen, wir können große Ernte haben, Massen gewinnen, kam überall mit elementarer Gewalt zum Ausdruck und veranlaßte die Parteigenossen in ihrem Feuereifer zu stürmischem Vorwärtsdrängen im Ausbau der Presse als dem wichtigsten Propagandamittel. An die Zentralkasse wurden ungeheure Anforderungen gestellt, und mir fiel die Aufgabe zu, sie auf ein mit unseren finanziellen Verhältnissen im Einklang stehendes Maß zurückzuführen. Doch das war bei dem Latendrang unserer Leute ungemein schwer. Soviel ich auch hemmte und bremste, es blieben doch eine Menge Ausgaben in hochwichtigen Bezirken übrig, die im Interesse der weiteren Parteidwicklung unweigerlich in Angriff genommen werden mußten. Kam ich von jeder Informationsreise mit neuen Plänen über Geschäftserweiterungen oder Neugründungen solcher, Aufstellungen über anzuschaffende Maschinen usw. zurück, sand ich mit ihnen im Parteivorstande geteilt Aufnahme. Bebel trat meinen Vorschlägen bei, in unerschütterlichem Glauben an die Zukunft; unser unvergeßlicher Paul Singer sagte mit seiner unnachahmlichen Handbewegung: „Es ist verrückt“ stimmte aber schließlich doch zu. Nazi dagegen leistete heftigen Widerstand, und er konnte sich mit Fug und Recht auf die bösen Erfahrungen berufen, welche die Partei mit überstürzten Geschäftsrundungen usw. schon gemacht hatte. Er sah in mir den verwegenen Hahndeckel, der drauf und dran war, die Partei wirtschaftlich zu ruinieren. Daraus machte ich ihm nicht den geringsten Vorwurf es war eben, wenn man in Berlin im Bureau saß, ganz unmöglich, sich ein zutreffendes Bild von dem Geist zu machen, der draussen die Bewegung vorwärts trieb und die besten Aussichten für die Zukunft eröffnete. Mir war bei die'm stürmischen Aufschwung selbst schwül zumute, da ich noch obendrein immer wieder Geschäfte, um sie kreditfähiger zu machen, als Firmenträger mit meinem Namen decken mußte.

Als kein Mißerfolg eintrat, die günstigen Erfolge die Erwartungen überstiegen, söhnte sich auch Nazi wieder mit meiner verrückten Wirtschaft aus. Leider zeigten sich nun bald bei dem nun mit hochverehrten Manne Erscheinungen, die auf einen raschen Verschall der physischen und physischen Kräfte schließen ließen. Netterl hatte in der ganzen Zeit ihren oft mürrischen Nazi mit ihrem heiteren Wesen über das Glend seines Zustandes und über die Vereinsamung, in die er geraten war, hinweggeholfen. Etwas oberflächlich in ihrem Wesen war Netterl gewiß, vielleicht zu ihrem Glück, dadurch kam es ihr erst spät zum Bewußtsein, wie schlimm es mit Nazi schon stand. Als sie schließlich doch ängstlich wurde, mich um meine Meinung fragte, und ich glaubte, ihr die Wahrheit nicht vorenthalten zu dürfen, daß nach allen Symptomen zu urteilen es mit Nazi rapid bergab gehe, brach sie in so heftigem Schmerz zusammen, daß ich tief erschüttert ihr kaum Trost zu spenden vermochte.

Weltab von ihres Nazis Grabe ruht nun auch Netterl im Frieden.

Kreuzschnäbel.

Von Alwin Rath, Berlin.

Keiner unserer wintertreuen Vögel erlaubt sich das Vergnügen, in dieser kalten Jahreszeit Hochzeit zu machen, nur der Kreuzschnäbel läßt Eis und Schnee zum Troß kein Herchen schneller schlagen und umwirbt in wunderlichen Flügen und Kapriolen seine Gefährtin auf schneeüberhangenen Zweigen. Während die Männchen sonst ziemlich stille, ruhige Gesellen sind, die nur, wenn es dem Frutter nachzuklattern gilt, eine fixe Behendigkeit zeigen, betragen sie sich während ihrer Bräutigamszeit als überaus lebhafteste Freier. Eine Unruhe ist in ihre plumpen Körper gefahren, die sie nirgends ruhen noch rasten läßt, immerzu sind sie um das spröde Bräutchen herum, das sie fast gänzlich zu übersehen scheint, wie hoch der verliebte Freier auch im Werbekua in die Lüfte emporsteigen und seine schönsten schmelzenden Lieber hervorprudeln mag. Wenn man diesen nicht unangenehmen Gesang so bezeichnen darf, den sie in schönem Eifer herausbringen aus ihren verborgenen Schnabeshaken, während sie immer über der Umworbenen auf flatternden Schwingen hoch in die Lüfte steigen, sich eine Zeit lang droben schwebend halten, in ihren schönsten Lauten jubeln und klangen, um dann wieder zum Akt des Weibchens zurückzulehnen und sich den Erfolg anzusehen. Der ist lange Zeit stillschweigend, unaussprechlich heßt die Herzlose den Liebeshosten hinauf und hinunter, bis sie endlich auf die Suche geht nach Keisern, Grasrestern, Federn, Flechten und zarten Kiefernadeln, die sie zu einem festen und doch molligen halbtrocknen Nestbau gewöhnlich auf einem Seitenast eine Strecke vom Stamm ab geschickt zusammenfließt. Dann braucht sich der geplogte Minnesänger keinem Zweifel mehr hinzugeben, er hat gewonnenes Spiel, er ist erhört.

Die Weibchen gehen bei der Anlage des Nestes sehr klug zu Werke. Schon, daß sie es nicht zu nahe am Stamm anlegen, mo es zu leicht von räuberischen Vierbeinern entdeckt wird, bezeugt Klugheit. Regelmäßig bauen sie es aber auch so, daß es von einem starken breiten Ast überdeckt und geschützt ist, so daß von auferhalb aus dem Wipfel kein Schnee in das Nest herabstürzen kann. Wenigstens machen es die Kiefernkreuzschnäbel (*Loxia curvirostra major*) so. Diesfach auch die Fichtenkreuzschnäbel, die jedoch wahlloser, bald am Stamm, bald weit davon, bald im Wipfel, bald in der Tiefe nicht

hoch über der Erde die Behausung bauen, während der Kiefernkreuzschnabel sechzig bis hundert Fuß über dem Boden nistet. Was für ein schlauer Architekt aber der Fichtenkreuzschnabel ist, sieht man erst recht, wenn man in der zweiten Schicht des Nestes gar Harzklümpchen entdeckt, die das sonst schon gut und dicht gebaute noch fester zusammensetzen, geradezu zusammenpflügen.

Durchweg ist die Anshawung verbreitet, als paarten sich die Kreuzschnäbel nur im Winter. Ganz Bestimmtes läßt sich nicht darüber angeben. Vom Fichtenkreuzschnabel weiß man, daß er in allen Monaten des Jahres Hochzeit hält. Gar mitten in der Maufer sah man ihn seine Jungen füttern. Vorzüglich wählt indes auch dieser Vogel zu seiner Fortpflanzung die Winterzeit. Bei uns in Norddeutschland kann man die Tiere weniger beobachten, mehr in Thüringen und im Schwarzwald. Ich selbst hatte aber im vergangenen Jahre die seltene Gelegenheit, hier im Brunwald ein Nest zu entdecken. Eines Abends kam ich in der Winterdämmerung vom Eislauf auf dem Brunwaldsee. Auf dem Waldweg vom Jagdschloß Brunwald nach Dahlem zur Elektrischen knirschte eine Baumwurzel auffällig laut unter meinen Füßen, und als ich einen Schritt weiter war, nochmals so ungemein hell, daß ich stehen blieb und lauschte. Nun hörte ich, daß es nicht das Knarren einer Baumwurzel gewesen war, sondern es klang fast wie das Zirpen junger Mäuse und schien aus dem Innern des Stammes zu kommen. Ich konnte mir dies Rätsel erst gar nicht erklären, da nirgends ein Einschlupf in der Borke, ein Astloch oder ähnliches zu entdecken war. Erst nach längerem Hinhorchen hörte ich, daß das Zirpen, wenn es auch in meiner Kopfhöhe aus dem Bauminneren zu kommen schien, heller aus der Höhe niederklang. Oberhalb der etwa zweieinhalb Meter hohen starken Gabelung des Stammes konnte ich in dem schwachen Dämmerlicht einen dunklen Fleck, der auf ein Astloch schließen ließ, noch eben erkennen — und nach einigen ungelungenen, aber von der Freude der Entdeckung beschwingten Kletterversuchen war ich denn davor angefangen, konnte aber beim Licht eines Streichholzes erst nach langem, langem Hinschauen in der Tiefe der engen Baumhöhle durcheinander zappelnde gelbe Fleckchen — die offengesparten Hälse der hungrigen Winterkinder — erblicken. Ich muß gestehen, ich hatte Annetierungsgefühle, aber die vorforschliche Kreuzschnabelmutter — eine solche konnte es nur sein, die hier am vereisten See ihre Brut aufzog — hatte dem durch die glückliche Lage des Nestes vorgebeugt. Natürlich nahm ich mir vor, am anderen Tag wieder hinzugehen und meine Beobachtungen zu machen. Erst aber nach ungefähr vierzehn Tagen kam ich wieder den gleichen Weg, erinnerte mich der Entdeckung, konnte aber an dem Stamm keinen Ton mehr vernehmen, wieviel stöhnende läufende Laute ich auch ausstieß. Mit um so größerer Ueberraschung starrte ich weiter unterhalb des Beages zu einer Kiefer hinauf, von der ein lautes flügeliges Geschnäbel wie von jungen Vögeln herunterschallte. Da sahen sie denn auch zusammen um die Mutter auf dem Geäst, schlugen bittend mit den Flügeln und schrien ganz jämmerlich, bis sich die Alte erbarmte und dem ärgsten Schreihals, der nah vor ihr herumzappelte, aus ihrem Kropf Nahrung gab. Gleich darauf floh die grau gefärbte Alte — wohl auf den Bauscher aufmerksam geworden oder um sich den Allzustürmischen für einen Moment zu entziehen — mehrere Bäume weiter, gleich jedoch der graugrünen Schwarm der Jungen, die offenbar wie die Mutter, soviel ich in den wenigen Sekunden erkennen konnte, zu den Fichtenkreuzschnäbeln gehörten, hindrücken. In Süddeutschland gehört eine solche Beobachtung zu den alltäglichen. Sehr interessant ist es, der Erziehung der Jungen zuzusehen. Die Alten müssen sie bedeutend länger, als dies sonst bei Sverlingsvögeln der Fall ist, füttern und unterweisen, zumal sich die Schnäbel erst eine gewisse Zeit nach dem Ausflug krümmen. Allmählich aber müssen die Jungen sich selbst daran machen, sich den Samen aus den Zapfen herauszuklauben. Halbgeöffnete Zapfen werden ihnen vorgelegt oder die Alten sehen sich beim Fressen dicht neben die ungelehrigen Kerlchen, die immerzu schreien, ohne sich selbst an die vorgelegte Arbeit heranzumachen. Später lassen die Alten ihrer Brut nur noch abgeblissene Zapfen vor, ohne die Schuppen daran vorher halb aufzubrechen.

In Thüringen und in anderen Gebirgsgegenden sind die Kreuzschnäbel sehr beliebte Zimmergenossen, nicht nur weil sie durch ihre Kletterkunststücke das Auge erfreuen, sondern weil der gemeine Mann dort auch heute noch glaubt, daß sie die Krankheiten aus Mensch und Tier an sich zögen. Trohdem hat man sich früher nicht gescheut, sie in Massen zu verzehren, da ihr Fleisch recht wohlschmeckend ist. Ja, sie wurden sogar abgebrüht und, über dem Rost gebraten, mit verschiedenen Gewürzen in kleinen Fäßchen Essig eingemacht. Das Fleisch hat einen pikanten Belgeschmack von dem Harz, den die Tiere mit ihrer Kiefern-, Fichten- und Tannenzapfenahrung aufnehmen. Diese harzige Durchsetzung des Körpers bewirkt auch, daß die Kreuzschnäbel nach ihrem Tode der Verwesung nicht anheimfallen. Ueber ein Jahr bleiben sie wohl erhalten in den Federn, die nur ein wenig verblichen — Brehm berichtet von einer 20 Jahre alten Kreuzschnabelmutter.

Die schönste unter den Kreuzschnäbeln ist der Weißbindenkreuzschnäbel, auf den man in Europa erst aufmerksam wurde, als große Scharen im Sommer 1826 auf einiae Monate Mitteleuropa und die ganze südöstliche Hälfte von Deutschland überschwärmten. Sein Heimat ist Nordamerika, aber über Sibirien her bürgert er sich mehr und mehr auch bei uns ein. Zwei schöne, weißflüchtige Querbinden überflimmern beide Flügel des Vogels, und das herrliche Rot, das in der sonstigen Färbung überwiegt, ist von einer solchen Pracht und Glut, daß die Männchen der übrigen Arten hiermit nicht weiteffern können, so lebhaft Töne von Johannisbeer- und Kirchröt man auch hier bei alten Exemplaren treffen mag.

Aus der Kindheit der Zeitungsanzeige.

Die Anzeige ist heute mit der Zeitung so eng verknüpft, daß wir uns ein Blatt ohne Annoncentheil nicht mehr denken können. Es hat aber in der Entwicklung des Zeitungswesens mehr als ein Jahrhundert gedauert, bevor diese heute für das Handels- und Verkehrsleben so unumgänglich notwendige Einrichtung sich durchsetzte. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wagten sich auch in Deutschland Anzeigenblätter hervor, die das bereits in Frankreich und England vorhandene Vorbild nachahmten. Das erste ständig erscheinende Anzeigenblatt erblickte aber erst 1722 das Licht der Welt; es sind die noch heute bestehenden „Frankfurter Nachrichten“, deren erste Nummer am 5. Januar 1722 als „Wöchentliche Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten“ erschienen. Aus Anlaß dieses 200jährigen Bestehens hat Dr. Alexander Diez eine Festschrift herausgegeben, die wichtiges Material für die Geschichte der Anzeigen und des Reklamewesens überhaupt enthält. Die frühesten Anfänge und die allmähliche Entwicklung der deutschen Zeitungsannoncen lassen sich im Spiegelbild des Frankfurter Blattes genau verfolgen.

Schon die erste Nummer bietet in 18 verschiedenen Rubriken eine Menge von Anzeigen, die innerhalb der einzelnen Abteilungen ohne Trennungstrich und im gleichen Druck aneinandergereiht sind. Nur selten werden als schüchtere Anfänge zur Reklame einzelne Worte mit größeren Buchstaben gedruckt. Die Namen der Inserenten sind ängstlich verschwiegen; sie wurden gegen eine Bezahlung von 4 Kreuzern demjenigen mitgeteilt, der sich auf dem Adresskontor danach erkundigte. Bereits nach einigen Wochen aber zeigt sich ein Fortschritt, indem einzelne Anzeigen einen besonders auffälligen Platz beanspruchen und daher sogleich hinter das Fremdenverzeichnis gesetzt wurden. In der ersten Anzeige dieser Art vom 2. Februar 1722 wird gebeten, einen durchgegangenen Sack „gegen Recompens arretieren zu lassen“. Zu diesem am Schluß unter dem Strich befindlichen Anzeigen gefellen sich allmählich auch solche auf der Titelseite des Blattes; doch trug der Herausgeber noch jahrelang Bedenken, den Inserenten einen solchen bevorzugten Platz einzuräumen; erst seit 1733 findet man eine ganze Reihe von Anzeigen am Anfang des Blattes. Alle Anzeigen kosteten damals ohne Rücksicht auf Größe und Platz Stück für Stück 4 Kreuzer; doch allmählich wird der Text, der zunächst sehr knapp gehalten war, immer länger, umfaßt manchmal 10—15 Zeilen, so daß man an eine Erhöhung der Lage denken mußte. Dem „Blättchen“ wurden auch Prospekte beigelegt, auf die in einer Textreklame des Herausgebers hingewiesen wurde. Besonders bedienten sich dieser auffälligen Reklame die Heilmittel- und Heilkünstleranzeigen. So werden z. B. in einer solchen Beilage 25 Krankheiten aufgezählt, gegen die eine „Unversalkur“ helfen soll, und überhaupt wimmelte es in der Zeitung von marktähnlichen Anpreisungen von Lebensbassamen, Elgieren, Salben, Pflastern u. v. m.

Die ersten Anzeigen, die schon in die politischen Blätter hineingeschmuggelt waren, bezogen sich auf Bücher, und solche Bücheranzeigen sind auch schon im ersten Jahrgang des „Frankfurter Anzeigenblattes“ häufig. Da wird z. B. ein Buch empfohlen: „Die Kunst, häßliche Männer zu fischen“, und später fordert ein Herr Ritter zur Subskription auf einen 18 Bogen starken „Roman ohne K“ auf. Frankfurt dröhrt Goethes Sohn in den Anzeigen nicht. So wird am 15. April 1758 bekannt gemacht, daß in der Behausung des Herrn Rat Goethe auf dem Großen Hirschgraben verschiedene Mobilien, wie Schießgewehre, Musikinstrumente, drei große Hausuhren, viele Bücher usw. versteigert werden sollen. Der junge Adoniat Goethe fordert in zwei Anzeigen des Jahres 1774 als Bevollmächtigter einer Firma alle Barenschuldner auf, binnen 14 Tagen zu zahlen, „als man sonstigen gegen die Säumige ernsthaftere Maßregeln zu ergreifen keinen Augenblick mehr ansehen wird“.

Der Nachlaß der Frau Rat wird in verschiedenen Anzeigen des November 1808 ausführlich zur Versteigerung angezeigt. Auch der Kunsthandel bedient sich bald der Anzeigen; so werden am 5. November 1737 schon zwei große auf Holz gemalte Schildereien von Albrecht Dürer und Lucas Cranach zum Verkauf oder zum Austausch gegen Wein angeboten. Sehr viele Stellenangebote und Stellenangebote finden sich schon in den ersten Jahrgängen. Man verlangt aber damals sehr viel, wie die folgende Anzeige vom 28. Januar 1723 zeigt: „Eine sichere Herrschaft verlangt einen Kutscher, der sowohl mit 2 als 4 Pferden fahren kan, den Feld- und Ackerbau wohl versteht, catholischer Religion, unverheuratet und ansehnlich von Verohn, auch wann es seyn kan, mit einem schwarzen Bart, anben verschwiegen ist; dagegen hat er gute Loré nebst Kost und 30 bis 40 Gulden Lohn zu gewarten.“ Unter der Theater- und Konzertanzeigen finden sich sehr wichtige Nachrichten wie z. B. die oenanen Annoncen über die Konzerte des „Wunderkinds Mozart“. In den Kirchenbuchauszügen ziehen die Geburten der berühmten Frankfurter von Goethe bis Brentano an uns vorüber. Auch die erste Heiratsannonce findet sich in den „Frankfurter Nachrichten“ vom 8. Juli 1732: „Ein honnettes Frauenzimmer ledigen Standes, von guter Gestalt, sucht zu Ausmachung einer Erbschaft in diesiger Nachbarschaft, welche ihr rechtmäßiger Weiße zukommt von in circa 50 000 fl. einen guten Doctor oder Advolaten ledigen Standes von hier, welcher sich obliegt diese Sache auszumachen, so groß und wohl aussieht, wenn er alsdann sich dieses wohl angelegen seyn lästet, so offeriret sie sich denselben zu heurathen, es müsse aber je ehender je lieber seyn, weiln das Frauenzimmer sich dieserwegen noch alhier aufhalten wird.“

Historisches vom Couplet. Der Begriff des Couplets ist heute ziemlich verwischt und geht nicht selten im „Gassenhauer“ unter. Ein wirklich erfolgreiches Couplet muß geradezu „auf die Gasse“. Aber das ist nicht etwa erst heute so. Das Couplet hat von Anfang an zwei nahe Geschwister, mit denen es auch heute noch eng verbunden ist: Das Volkslied und den Gassenhauer. Der größte Teil dessen, was wir heute Couplet nennen, war in früheren Zeiten Volkslied und lebt heute in gelehrten Sammlungen als Blüte der Heimatdichtung fort. Auch im Weltkrieg ist noch manchem Couplet die Ehre zu teil geworden, zum Volkslied zu werden. Ursprünglich war das Couplet an das „Baudreville“ gebunden, an das Liederspiel, das im 15. Jahrhundert in Frankreich entstand. Damals sang der Volksdichter Olivier Basselin seine Chansons in der normannischen Mannschaft Bau de Bire, und danach nannte man die leichten Liedchen und auch ganze Liederspiele Bau de Bire, woraus allmählich Baudreville geworden ist. Solche „Liederpotpourris“, wie sie im Rokoko hießen, erhielten sich durch die Jahrhunderte ebenso unter den fahrenden Künstlern wie auch beim Vortrag in Gesellschaften, und ihr wichtigster Inhalt waren eben diese kleinen Liedchen mit einem allgemein singbaren Refrain. Besonders das Rokoko hat Unergründliches in solchen pikanten, komischen und graziösen „Chansons“ geleistet, und der Ton sank allmählich auf ein so tiefes Niveau, daß im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts Reformationsbestrebungen einsetzten. Man wollte schon damals „das Couplet heben“. Bezeichnend dafür ist eine Aeußerung des berühmten Musikschriftstellers Mattheson von 1739. Dieser Zeitgenosse Bachs empfiehlt, den „Jäger-, Hochzeit-, Straß- u. d. Scherzoden“, die „nicht allemal auf bloße Gassenhauer hinauslaufen“, mehr Pflege zu widmen, denn „solche Galanterie-Stücklein darf man eben nicht immer ohne Unterschied läpplich nennen: diese sollen oft besser und tun mehr Dienste, wenn sie recht natürlich geraten sind, als großmächtige Konzerte und stolze Ouvertüren“. Man machte damals das Couplet, das ganz zur Volksdichtung geworden war, wieder literaturfähig, und in Deutschland haben sich Dichter, wie Gleim, Uz, Gös, Löwen und Weße, um die Hebung des Couplettons bemüht, der dann auch einen höchst anmutig galanten Stil erreichte. Werden doch heute noch solche Rokocouplets im Kabarett bisweilen vortragen. Die Romantik, die das Volkslied neu entdeckte, bahnte damit auch einer volksliedmäßigen Form des Couplets den Weg. Damals feierte in Frankreich der geniale Coupletfänger Béranger seine Triumphe, und in wehmütig künstlerischer Form sang Musset seine zarten Liedchen von Rimi Pinson, der unsterblichen Griseffe. In Deutschland stimmte Gaudy led Coupletstöne an, und die alten Volkslieder, die das Rokoko verbannt hatte und die in Oesterreich noch immer von Vokal zu Vokal zogen, wagten sich wieder hervor. Die „Vokalsängerinnen“, die feurige Couplets als Begeleitung der damals die Welt entzündenden Vokale ertönen ließen, wurden zur beliebtesten Nummer des „Instants“, und in die freien Sphären der großen Kunst hebt Offenbach dieses aus dem Tanz geborene Couplet, das dann wieder in der Niederungen des Cancans entartete. Wie im 18., so setzte auch zu Ende des 19. Jahrhunderts wieder eine „Reformierung“ des Couplets ein, für die etwa Bierbaum in seinem Roman „Silpe“ das Programm entwickelte. Dieser Blüte des „deutschen Chansons“ verdanken wir wundervolle Schöpfungen einer feinen und echt künstlerischen Coupletkunst, die hauptsächlich in den Namen Liliencron und Wedekind beschloffen liegt. Wedekind erfand sich auch die Melodien zu seinen „Brettliedern“ selbst, indem er sich zur Gitarre begleitete und so das Bild des alten Volksängers wieder erweckte.

Völkerkunde

Das Geheimnis des Mormonentempels. Immer wieder taucht die Nachricht auf, daß die Mormonen, diese amerikanischen Apostel der Vielweiberlei, Beauftragte in Europa unterhalten, um junge Mädchen unter Vorpiegelung einer glänzenden Zukunft in die Harems reicher Mormonen zu locken. Londoner Zeitungen lenken gerade jetzt die Aufmerksamkeit auf solche Versuche. Diese merkwürdige Sekte ist noch immer von einem Schleier des Geheimnisses umgeben, und vor allem liegt eine mystische Atmosphäre um das Hauptheiligtum der Mormonen gebreitet, um den großen Tempel von Salt Lake City. Man behauptet, daß die Schwelle dieses mächtigen Bauwerks seit seiner Einweihung im Jahre 1893 niemals von einem Uneingeweihten betreten worden sei. Stuart Martin, der ein Buch über das „Geheimnis des Mormonentums“ geschrieben hat, behauptet aber, das Innere des Tempels genau zu kennen, obwohl er kein Mormone ist und auch an den geheimen religiösen Feierlichkeiten teilgenommen zu haben, an den Zeremonien der Taufe, der Einweihung, der „Unterrichtung“ und der „Besiegelung“. Der große Tempel ist von Brigham Young gebaut worden, der diese Steine eigenhändig eingemauert hat, der am 6. April 1853 den Grundstein legte und starb, als die Mauern kaum sechs Fuß hoch waren. 40 Jahre lang ist an diesem Heiligtum gebaut worden. Nicht jeder Mormone darf in diesen Tempel eintreten und den Feierlichkeiten beiwohnen, sondern nur die Mitglieder, die bereits ein besonderes Ansehen genossen. Die Heiratszeremonien zerfallen in zwei Arten, in die „Heirat fürs Leben“ und die „Heirat für die Ewigkeit“. Die „himmlische Heirat“, durch die sich der reiche

Mormone eine möglichst große Anzahl von Frauen für sein Leben im Jenseits sichert, wird durch die Feierlichkeit der „Besiegelung“ vollzogen. Es finden etwa 1000 solcher Besiegelungszeremonien jedes Jahr in dem großen Tempel statt, wobei die größte Vorsicht und Heimlichkeit angewendet wird. Diese „Besiegelung“ ist die Aufnahme einer Persönlichkeit in den Kreis der Mormonen für das Jenseits, Ehegatten, die eine „Ehe für das Leben“ geschlossen haben, sind deshalb noch nicht nach dem Tode verbunden, sondern dies geschieht erst durch die Besiegelung des Verbundenen, und der Mormone kann sich auch mit Frauen für das Jenseits verheiraten, mit denen er im Diesseits nicht verbunden ist. Ebenso können Kinder durch diese Feierlichkeit ihre Eltern in den himmlischen Bund der Mormonen aufnehmen lassen, die auf Erden keine Mormonen sind und umgekehrt Eltern ihre vom Mormonentum abgefallenen Kinder, Freunde, die auf Erden nicht Mormonen sind, werden durch die „Besiegelung“ zu Mormonen im Paradies. Bei den Einweihungsfeierlichkeiten werden den Neulingen die Zeiten vor der Entstehung des Paradieses, die Verhältnisse des Paradieses sowie die Gründung des mormonischen „Paradieses auf Erden“ durch Josef Smith genau auseinandergesetzt.

Kraftmenschen der Anden. Bekanntlich tritt bei den meisten Menschen im Hochgebirge, von 3000 bis 4000 Metern Seehöhe an, die sogenannte Bergkrankheit mit Schwindel, Herzklopfen, Uebelkeit, Muskelschwäche auf und macht ihnen jede körperliche und geistige Anstrengung beschwerlich oder unmöglich. Eine Ausnahme scheinen die südamerikanischen Hochlandsindianer in Peru und Bolivien zu machen, die in Montblanc-Höhe körperliche Leistungen vollbringen, wie sie selbst unter normalem Luftdruck sonst kaum geleistet werden. Diese äußerst kräftig gebauten Aimara-Indianer tragen aus den höchsten Bergwerken die Erze in Lasten von 80 Kilogramm auf steilen Pfaden zu den 400 bis 500 Meter tiefer gelegenen Schmelzhütten und wiederholen dies mehrmals am Tage! Sie schreiben diese erstaunlichen Leistungen der Wirkung des Genusses der Blätter der Koka pflanze zu, die sie, mit Kaff oder Pflanzensaft gemischt, kauen. Sie können ohne diese Blätter, deren wirksamer Giftstoff, das Kokaïn, bekanntlich auch in der modernen Medizin eine wichtige Rolle spielt, überhaupt nicht leben; schon mit 10 Jahren ergeben sie sich dem Kokaïn. Ob nun wirklich der Kokaïn zu so gewaltigen Leistungen und Strapazen befähigt, oder was sonst die wirklichen Ursachen dafür sind und welches überhaupt die Wirkung schwerer Arbeit im Hochgebirge auf Herz und Lungen ist, das soll eine Expedition englischer, amerikanischer und kanadischer Physiologen untersuchen, die unter Führung von Prof. Bancroft aus Cambridge am 17. November Liverpool auf dem Wege nach den Hochanden von Peru verlassen hat.

Gesundheitspflege

Das hundertjährige Jubiläum des Hörrohres. Als das unumgänglich notwendige Rüstzeug des Arztes erscheint dem Laien wohl das Hörrohr. Und doch sind erst 100 Jahre seit seiner Erfindung verfloßen. Bis dahin beschränkte sich die ärztliche Untersuchung im wesentlichen auf die allgemeine Beobachtung des Kranken; nach seinem Aussehen, Husten, Auswurf, Atem, Puls, nach seinen Schmerzen und Klagen wurde die Diagnose gestellt. Wohl wurde mitunter schon die direkte Behörderung geübt, doch stand diesem in den Hospitälern die dort herrschende Unsauberkeit, das viele Ungeziefer und die Furcht vor Ansteckung, im Privathaus hielt die Prüderie im Wege. So hatte man damals noch keine Kenntnis und Vorstellung von den Herzklopfenfehlern, und ein sehr erfahrener Arzt klagte in seinem Lehrbuch über die Schwierigkeiten, die das Erkennen der Lungenkrankheiten böte. Vor hundert Jahren nun wandte zum ersten Male Laënnec bei einer Dame einen zusammengerollten Bogen Papier an, da ihm die direkte Behörderung unpassend erschien. Er soll auf diesen Gedanken durch spielende Kinder gekommen sein, die ihren Geräusch vermittels Stäbchen gegenseitig behörten. In der Folgezeit konstruierte er dann eine Pappröhre von 1 Fuß Länge mit beiderseits abgeplatteten Enden. Dann machte er sich ein Hörrohr aus Holz von 1 Fuß Länge, 3/4 Zentimeter Durchmesser und 1/2 Pfund Gewicht. Es ist erstaunlich, wie er dann mit diesem plumpen und unvollkommenen Instrumente die verschiedenen Hörphänomene erforschte und ihnen die richtige Deutung gab. Sehr hübsch und anschaulich ist es, wie er diese Geräusche bezeichnete und ihnen zum Teil jetzt noch geltende Namen gab: das Geräusch des fallenden Tropfens, des Blasebalgs, des Rahenschmurrens, des Feilenstrichs, des trinkenden Hundes usw. Laënnec starb 1826 fünfundsiebzigjährig an der Schwindelkrankheit, an deren Aufklärung er wesentlich mitgewirkt hat. Später wurde das Instrument wesentlich verbessert, verkürzt und verschmälert und mit einer leicht ausschließlichen Ohrplatte versehen. Ein gewaltiger Umschwung im ärztlichen diagnostischen Können wurde durch das Hörrohr hervorgerufen und sein Wirkungsbereich erweitert.

Der schaffende Mensch ehrt die Vergangenheit dadurch, daß er sie ruhen läßt und nicht von ihr lebt. Die Tragik unserer Väter ist es ja, daß sie wie Alchimisten Gold machen wollten aus ehrwürdigem Staub. Sie verloren ihr „Vermögen“ dabei. Sie durchwühlten so viele Kulturen, daß ihnen das naive Vermögen, eine eigene Kultur zu gestalten, verloren ging.

Franz Marc